

Im Universitätsverlag Winter erscheinen in der Reihe „Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik“ unter der Obhut von Jörg Meibauer und Markus Steinbach bereits mehrere Jahre in loser Folge kleinere Schriften, die in leicht verständlicher Form aber gleichzeitig mit Blick auf den aktuellen Forschungsstand die Grundlagen der einzelnen Teilgebiete der Sprachwissenschaft vermitteln wollen. Band 20 von Imre Szigeti, welcher Gegenstand der vorliegenden Rezension ist, widmet sich der Derivationsmorphologie und stellt damit eine zu begrüßende Ergänzung des von Rolf Thieroff und Petra Vogel verfassten Bandes zur Flexionsmorphologie (2. Aufl. 2012) dar.

Der Band ist als Arbeitsbuch für Studierende der Germanistik oder der allgemeinen Sprachwissenschaft konzipiert, was aus den Aufgaben am Ende der einzelnen Abschnitte deutlich wird sowie aus der Tatsache, dass die Leser immer wieder explizit zum Blick in die Standardwerke der Germanistik aufgefordert werden. Auch das dem Text beigegebene Glossar, das die wichtigsten im Text eingeführten Fachbegriffe und entsprechende Kurzdefinitionen enthält, erleichtert die systematische Wiederholung und Festigung des behandelten Stoffes. Inhaltlich versucht der Band, die Balance zu halten zwischen einer konservativen, an der traditionellen Wortbildungslehre orientierten Übersichtsdarstellung und einer linguistischen, auch moderne, formalgrammatische Mittel nutzenden Analyse. Der Text ist in sechs Kapitel gegliedert, die sich im Kernbereich nach der Positionsklasse der jeweils behandelten Affixe (Suffigierung, Präfigierung, Zirkumfigierung) richten. Daneben wird aber auch der Grenzbereich der Derivation (Kapitel 5: „Grenzgänger“) ausgeleuchtet sowie der Bogen zur grammatiktheoretischen Einordnung des Gegenstandsbereichs (Kapitel 6: „Derivation im Lexikon“) geschlagen. Ein einführendes Kapitel macht die Leser/innen mit morphologischen Grundbegriffen bekannt. Ich beginne die Vorstellung des Bandes mit diesem Einführungskapitel und gehe dann Schritt für Schritt die folgenden Kapitel durch. Am Ende versuche ich, zu einer Gesamtwertung des Bandes zu kommen.

Die Begriffe, die im ersten Kapitel eingeführt werden, sind ohne Zweifel nützlich und für die weitere Darstellung erforderlich: Ohne Begriffe wie „Wurzel“ bzw. „Stamm“, „Suffix“, „Derivation“, „Allomorph“ oder „Motiviertheit“ kommt wohl keine Beschreibung der deutschen Derivationsmorphologie aus. Ob auch das „Stammparadigma“ ein solches grundlegendes Konzept ist, bleibe dahingestellt. Der Begriff wird zwar in der einflussreichen Grammatik von Peter Eisenberg (³2006) verwendet, erhält seinen Sinn aber erst im Rahmen der für diese Grammatik gewählten Grammatikkonzeption (der von Hans-Heinrich Lieb entwickelten Integrationslinguistik) und ist ansonsten wohl als eher exotisch zu bezeichnen.

Im weiteren Text spielt der Begriff keine Rolle und fehlt dementsprechend auch im Sachregister. Schwerwiegender als die redundante Erwähnung eines für die Darstellung überflüssigen Begriffs wiegt dagegen der Umstand, dass der an verschiedenen Stellen im Text auftauchende und tatsächlich als zentral zu charakterisierende Begriff „(Ableitungs-)Basis“ weder eingeführt, noch im Glossar oder Sachregister ausgewiesen wird. Der Verfasser geht vermutlich davon aus, dass es sich von selbst versteht, was mit „Basis“ gemeint ist, unterschätzt dabei aber m. E. die Tragweite des Begriffs, der sich aus der problematischen Abgrenzung von Wurzel und Stamm in einer synchronen Grammatik des Deutschen ergibt und daneben auch grundlegende Implikationen hinsichtlich der Wahl eines statischen, auf Konstituenz aufbauenden oder eines dynamischen, auf Regelanwendung abzielenden Grammatikmodells hat. Eine genauere Begriffsklärung mit Hinweisen auf die zugrunde liegende Problematik wäre daher wünschenswert gewesen.

Das zweite Kapitel ist der Suffigierung gewidmet und intern nach den Wortarten der Ableitungsprodukte, die in den einzelnen Unterkapiteln analysiert werden, gegliedert, wobei bei nominalen Derivaten eine zusätzliche Untergliederung je nach Wechsel (Kap. 2.2) oder Erhalt (Kap. 2.3) der Wortart der Derivationsbasis vorgenommen wird. Die letzten beiden Unterkapitel scheren dann allerdings aus der Systematik aus, da sie sich – ohne Bezug zu einer Kategorisierung nach Wortarten – gezielt der Fremdwortbildung bzw. den Rektionskomposita (Bsp. *Bibelübersetzung*) zuwenden.

DieweitereAnordnungsdesStoffeserfolgt,wieausdenüblichenWortbildungslehren (z. B. Fleischer/Barz ³2007) gewohnt, nach den in den Derivaten enthaltenen Suffixen. So wird in Kap. 2.2 („Kategorienverändernde Nominalisierung“) zunächst die Ableitung mit Hilfe von *-e* betrachtet, anschließend kommt das Suffix *-(er/ e)ei* an die Reihe, bis am Ende des Unterkapitels schließlich Nominalisierungen mit *-nis* behandelt werden. An geeigneten Stellen kommen Fragen der Bedeutung der Derivate und der Suffixe, insbesondere Homonymie, Polysemie und Vagheit („Lesarten“), der Segmentierung (Ist z. B. bei *Quertreiberei* oder *Schweinerei*, S. 12, *-erei* oder eher *-er-ei* zu segmentieren?), der Selektion (bei *-ung* z. B. vorwiegend transitive verbale Basen, S. 17), der Produktivität und der Bildungsbeschränkungen (einschließlich völliger Blockierung von Mustern durch bestehende Wörter), der Idiomatisierung (z. B. *Sperling* ‚best. Singvogel‘, S. 20, wo keine Motivation durch eine Ableitungsbasis mehr zu erkennen ist) oder der Suffixvariation/ Allomorphie in Abhängigkeit von bestimmten Eigenschaften der Basis (typisches Beispiel: *-heit* und *-keit*, S. 22) zur Sprache.

Im Einklang mit der zeitgenössischen Forschungsliteratur spricht der Verf. in Fällen wie der weitgehend komplementären Verteilung von *-heit* (nach betonten Silben wie in *Schönheit*, abgesehen von einigen Ausnahmen) und *-keit* (nach unbetonten Silben wie in *Sauberkeit*) von „(phonologischer bzw. morphologischer) Konditionierung“ (z. B. S. 11, 22, 25, 34, 42), versäumt es aber, den Begriff

vorher einzuführen und anhand von Beispielen zu erklären (der Begriff fehlt auch im Glossar und Register). Ob Studienanfänger, die ja wohl die vorrangigen Adressaten der Publikation sind, unter diesen Bedingungen mit Formulierungen wie „Das deadjektivische Muster wird häufig als Paradebeispiel für ein vorwiegend phonologisch konditioniertes WB-Muster angeführt“ (S. 22) besonders viel anfangen können, möchte ich bezweifeln. Die Lektüre des Textes wird zusätzlich durch die Neigung des Verf. erschwert, die zu beschreibenden Sachverhalte nur anzudeuten anstatt sie explizit zu benennen, so dass der Leser/die Leserin in vielen Fällen selbst aus dem Kontext erschließen muss, was gemeint sein könnte. Diese Angewohnheit beeinträchtigt an manchen Stellen empfindlich die Verständlichkeit des Textes. So ist es mir trotz intensivem Nachdenken und mehrmaligem Lesen nicht gelungen herauszufinden, was der Verf. auf S. 26 sagen will, wenn er schreibt, dass der Vergleich zwischen *Kinderchen* und *Prösterchen* das „uneinheitliche Verhalten von *-erchen*“ zeige. (Welches Verhalten? Uneinheitlich in Bezug worauf?)

Die Diskussion um den Suffixoid-Begriff (neuerdings z. B. Elsen 2009; Fandrych 2011, die im Band allerdings nicht genannt werden) wird kurz im Unterkapitel zur Adjektivderivation angerissen (S. 34 f.). Soweit ich aus dem Text ersehen kann, steht der Verf. dem Begriff eher wohlwollend gegenüber, wie sich aus der Zurückweisung der (leider nur kurz angedeuteten) Argumentation in Altmann und Kemmerling (2000) ergibt. Auf mögliche Schlussfolgerungen, die sich aus der Unmöglichkeit, Suffixe und Zweitglieder von Komposita sauber zu trennen, ergeben könnten (vgl. Höhle 1982, der u. a. auch deshalb die Unterscheidung von Derivation und Komposition generell ablehnt), geht er dabei allerdings nicht mehr ein.

Bei der Ableitung von Verben spielen im Deutschen v. a. Präfixe eine Rolle, die im rezensierten Band später behandelt werden. Das Kapitel zur verbalen Suffixderivation (Kap. 2.5, S. 36–37) kann sich daher auf einige wenige Suffixe, nämlich *-(e)l* (*lachen* > *lächeln*), *-(e)r* (*schlecken* > *schleckern*), *-ig* (*fest* > *festigen*) und die verschiedenen Varianten von *-ier* (*legal* > *legalisieren*) beschränken. In manchen Fällen (S. 38) bereitet die Segmentierung und die Bestimmung der Ableitungsbasis bzw. des Wortbildungstyps Schwierigkeiten (z. B. *zügeln*: *-l*-Suffixierung von einer nur gebunden vorkommenden Basis **züg*, vgl. *zieh-en*, *zog*, oder Konversion von *Zügel?*). Überraschend könnte die Aufnahme der Rückbildung (z. B. *krankenversichern* < *Krankenversicherung*) in das Kapitel zur Suffixderivation wirken, da Rückbildungsprodukte (der Verfasser führt u. a. *bausparen*, *ehebrechen* und *schutzimpfen* an, S. 36 f.) ja schließlich überhaupt kein Derivationsuffix enthalten und nach der (auch vom Verf. benutzten) allgemein üblichen Definition von „Derivation“ („[...] Prozess, durch den aus einem vorhandenen Wort mit Hilfe von Affixen ein neues abgeleitet wird“, S. 1) daher nicht einmal in den Gegenstandsbereich des Bandes fallen sollten. (Das *-n* in der Wortstruktur von *krankenversichern* kennzeichnet nur den Infinitiv und schwindet in den anderen Formen, kann deshalb also nicht als Derivationsuffix betrachtet werden.) Hier

macht sich die Unschärfe des in der Publikation verwendeten Derivationsbegriffes bemerkbar, der einerseits – wie in der germanistischen Wortbildungslehre üblich – im Sinne der oben zitierten Definition verwendet wird, andererseits aber offenbar gleichzeitig im Sinne von „(sukzessive) Regelanwendung“, wie dies eher dem Usus in der modernen Linguistik entspricht. Auch eine weitere Bedeutungsschattierung des Begriffs, bei der „Derivationsmorphologie“ als Oberbegriff für alle wortinternen Struktureigenschaften, die nicht unter „Flexionsmorphologie“ fallen, verstanden wird, könnte hier mitschwingen, was im rezensierten Text aber ebenfalls nirgends explizit gemacht wird.

Wie wenig aussagekräftig auch gut eingebürgerte Begriffe sind, sobald man den theoretischen Boden verlässt, auf dem sie ursprünglich entstanden sind, zeigt im Übrigen auch die Behandlung von Konversionen wie etwa *geigen* (V) aus *Geige* (N), die der Verf. bewusst (S. 35 f.) aus dem Kapitel zur Suffigierung auslagert und in einem eigenen Unterkapitel zu den „Grenzgängern“ (S. 79–82) behandelt. Geht man bei der Bestimmung des Derivationsbegriffes, wie dies die traditionelle Germanistik tut, rein von der Oberflächenform aus, so gibt es zu diesem Schritt keine Alternative, da ja Konversionsprodukte gerade keine Suffixe enthalten, die eine Zuordnung zur Derivation rechtfertigen würden. Wenn man dagegen in einer Theorie mit Nullaffigierung arbeitet und die Struktur von *geigen* als $[[geige]_N - \emptyset]_V$ analysiert (auf S. 80 vom Verf. diskutiert, dann aber zurückgewiesen), dann fallen auch Konversionsprodukte in den Bereich der Derivation, da ja mit Hilfe eines Nullsuffixes deriviert wird. Ohne genaue Definition, was jeweils unter „Derivation“ zu verstehen ist, kommt man also nicht aus.

Neben den „harten“ morphosyntaktischen und semantischen Fakten kommt im Kapitel zur Suffigierung an verschiedenen Stellen auch der „weiche“ Faktor der pragmatischen Markiertheit bestimmter Formen zu seinem Recht, z. B. wenn auf S. 21 auf die häufig pejorativen Konnotationen von Ableitungen auf *-ling* (*Emporkömmling*, *Schönlings*) hingewiesen wird. Der Abschnitt zu den Diminutiva enthält dann einen ganzen Exkurs zu dem sich neu konstituierenden Forschungsfeld der Morphopragmatik (S. 26–28); vgl. ferner auch in einem späteren Kapitel (S. 88 f.) die Ausführungen zur Expressivität und Witzigkeit von Phrasenkomposita.

An das Kapitel zur Suffigierung schließt sich die Darstellung der Präfigierung an. Auch hier teilt der Verf. den Stoff primär nach den beteiligten Wortarten (X > N/A in Kap. 3.1, X > V in Kap. 3.2) ein und bildet anschließend zwei Themenschwerpunkte, nämlich die Frage nach dem Wortkopf bei Präfixbildungen (Kap. 3.3) und die Frage nach dem Status von trennbaren Verbpartikeln (Kap. 3.4), die jeweils in zwei gesonderten Kapiteln behandelt werden.

Die nominalen Präfixe, wie z. B. *erz-*, *ge-*, *un-*, *ur-*, *a-*, *de-* *inter-* u. a., werden nach nativen und entlehnten Präfixen getrennt besprochen. Dabei betrachtet der Verf. solche Erscheinungen wie etwa die Bildung von Bedeutungsnischen, die Idiomatisierung bestimmter Wortbildungsprodukte (*Ungetüm*, *Unrat*) oder

die Blockierung von zu erwartenden Bildungen (**unjung*) durch bestehende Wörter (*alt*) und die Unterschiede in der Produktivität von auf den ersten Blick sehr ähnlichen Mustern (*Gesang* vs. *Gelaufe*). Anhand des Wortbestandteils *haupt-* (*Hauptgebäude*) wird die nicht einfach zu beantwortende Frage gestreift, ob es sich bei Präfigierung überhaupt um Derivation oder nicht eher generell um Komposition handelt. Die traditionelle Germanistik neigt mit den Junggrammatikern (vgl. z. B. Paul ³1957: 22 f.) eher der zweiten Auffassung zu, in der zeitgenössischen Forschung (z. B. Zifonun 1973: 40; Fleischer/Barz ³2007: 46) wird mit Verweis auf den gebundenen Status des ersten Wortbestandteils von Bildungen wie *uralt* oder *vergießen* und die funktionale Äquivalenz zur Suffixderivation dagegen eher die erste Alternative bevorzugt. Für die Einordnung von *haupt-* bringt der Verf. (S. 52 f.) Kriterien wie Betonung, Kompositionalität bei der Bedeutung (Lässt sich die Bedeutung regulär aus den Bestandteilen ableiten oder nicht?) und Reihenbildung ins Spiel und kommt schließlich zu dem Schluss, dass *haupt-* aus diachroner Sicht als Kompositum-Erstglied, aus synchroner Sicht jedoch als Präfixoid zu bewerten ist.

Bei der verbalen Präfigierung wird zunächst (S. 56 f.) der Unterschied zwischen Präfixen (*entkommen*) und Verbpartikeln (*ankommen*) herausgestellt. Für die verbalen Präfixe im engeren Sinne (d. h. ohne die auch heute noch gelegentlich als „trennbare Präfixe“ bezeichneten Verbpartikel) werden charakteristische Eigenschaften wie Untrennbarkeit, fehlende Betonung, Unterdrückung des *ge-*Präfixes beim Partizip 2, Einfluss auf die Argumentstruktur des Verbs und vereinzelt auch Einfluss auf die Flexionsklasse genannt. Kontrovers dürfte an dieser Aufzählung nur die letzte Eigenschaft, nämlich die Relevanz des Präfixes für die Flexionsklasse, sein, da blicherweise angenommen wird, dass Präfixe gerade keinen Einfluss auf die Flexionsklasse haben (vgl. z. B. Stiebels und Wunderlich 1994: 921 f.; Eisenberg ³2006: 256; Williams 2011: 68). Durch Präfixe abgeleitete Verben übernehmen ja gewöhnlich die Flexionsklasse des Basisverbs (vgl. *kommen* – *kam* – *gekommen* und *bekommen* – *bekam* – *bekommen* oder *stellen* – *stellte* – *gestellt* und *bestellen* – *bestellte* – *bestellt*), was in manchen linguistischen Theorien sogar als erklärungsbedürftiges Problem angesehen wird.¹ Demgegenüber behauptet der Verf. (S. 57) – mit Blick auf vereinzelte Beispiele wie *beantragen* (schwache Konjugation) vs. *tragen* (starke Konjugation) – dass „[...] starke Basisverben in Folge der Präfigierung als schwach kategorisiert werden können“.² Die Frage ist v. a. deshalb relevant, weil der Status von verbalen Präfixen als Wortkopf nach wie vor kontrovers diskutiert

1 Zur Generalisierung, dass Präfigierung flexionsklassenerhaltend ist, gibt es einige wenige Gegenbeispiele wie *befehlen* vs. *fehlen* oder *erlöschen* vs. *löschen*, bei denen die Verhältnisse aber genau umgekehrt liegen, wie Szigeti angibt: Das präfigierte Verb gehört einer der starken Konjugationsklassen an, das Basisverb dagegen der schwachen Konjugation.

2 Die Formulierung ist im Übrigen missverständlich; natürlich meint der Verf., dass die Ableitungsprodukte, nicht die Ableitungsbasen schwach kategorisiert werden können.

wird (vgl. z. B. Sternefeld ³2008: 39–41 vs. Olsen 1985: 80 f. und Eisenberg 2006: 254; ferner Kap. 3.3 der rezensierten Publikation). Ein Einfluss des Präfixes auf die Flexionsklasse des Derivats würde für den Kopfstatus des Präfixes sprechen, da ja der Wortkopf für die grammatischen Eigenschaften des Wortes insgesamt verantwortlich ist (vgl. das Genus von Suffigierungen, das unmittelbar vom Suffix abhängt).

Ohne hier in die genannte Debatte eingreifen zu wollen, scheint es mir dennoch nötig darauf hinzuweisen, dass der Verf. im vorliegenden Fall wohl einem Fehlschluss erlegen ist. Das Verb *beantragen* gehört m. E. nämlich eindeutig zum denominalen Ableitungstyp (*Antrag* > *beantragen*), wie er vom Verf. genauer auf S. 59 vorgestellt wird (genannt werden z. B. *entfetten*, *entkorken* und *bestauben*). Wenn das Verb *beantragen* aber vom Substantiv *Antrag* abgeleitet wird, dann kann es gar nicht zu einem Flexionsklassenwechsel in Folge von Präfigierung kommen, da Substantive ja gar keiner verbalen Flexionsklasse angehören und die Flexionsklasse des Derivats daher durch Neubestimmung, nicht durch Flexionsklassenwechsel zustande kommen muss.

Aus Platzgründen überspringe ich das Unterkapitel zu den Partikelverben und komme direkt zum vierten Hauptkapitel (S. 71–74), in dem die Zirkumfigierung behandelt wird. Zirkumfixe sind Affixe, die aus zwei, die Derivationsbasis umschließenden Teilen bestehen, wobei keiner der beiden Teile unabhängig vom jeweils anderen an die Basis treten kann. Es handelt sich also um diskontinuierliche Konstituenten und damit um eine strittige Kategorie, da viele der heute einflussreichen Theorien grundsätzlich keine diskontinuierlichen Konstituenten zulassen. Auf die damit verbundenen theoretischen Probleme geht der Verf. jedoch nicht ein: Er spricht von einem „grundlegende[m] WB-Muster des Deutschen“ (S. 1) und führt mehrere Beispiele an, die die gegenseitige Abhängigkeit der beiden Teile eines Zirkumfixes demonstrieren sollen. So lässt sich von *Herz* zwar das Verb *beherzigen* ableiten, die getrennte Anwendung von *be-* bzw. *-ig* führt aber jeweils zu wenig akzeptablen Ergebnissen bzw. zu Wörtern, die in keiner semantischen Beziehung zum anvisierten Ziel der Derivation stehen. Ich formuliere hier etwas vorsichtiger als der Verf. im Einführungstext, da die Verhältnisse beim genannten Beispiel etwas weniger klar liegen, als der Verf. meint. Zwar lässt sich tatsächlich kein Verb **beherzen* bilden, sehr wohl aber die formal einem Partizip 2 gleichende Form *beherzt*, ein Stamm wie *beherz-* also aus unabhängigen Gründen angenommen werden muss. (Man vergleiche die Verhältnisse bei tatsächlich existierenden Verben wie *benutzen*, bei denen die bloße Stammform, hier also *benutz-*, auch nicht unbedingt als freie Form existieren muss.) Auch das Ergebnis der Suffigierung mit *-ig* (*herzig*) ist keineswegs, wie der Verf. durch Markierung mit Asterisk nahelegt, ungrammatisch, sondern ein – zumindest im Süden des deutschen Sprachraums – durchaus gebräuchliches Wort mit der Bedeutung ‚niedlich‘ oder ‚süß‘. Das für Zirkumfixe typische Muster der gegenseitigen Abhängigkeit beider Affixe voneinander ergibt sich also erst dann, wenn man von den derivationalen

Teilschritten bedeutungsmäßige Kompositionalität erwartet, was bei einem weitgehend idiomatisierten Ableitungsprodukt wie *beherzigen* (‚berücksichtigen‘) wohl sowieso unrealistisch ist.

Das Operieren mit „Zirkumfigierung“ wird v. a. bei einer Gruppe von Adjektiven auf *-bar*, *-lich* und *-sam* nötig, die nur in negierter Form (*unnahbar*, *unausweichlich*, *unwegsam*) verwendet werden (S. 71 f.). Daneben verzeichnet der Verf. die Existenz der bereits oben erwähnten adjektivischen Bildungen (die sog. Pseudo-Partizipien), die formal an Partizipien erinnern, obwohl keine entsprechenden verbalen Derivationsbasen vorhanden sind (neben *beherzt* z. B. *bejährt* vs. **bejahren* oder *genarbt* vs. **narben*, S. 72). Die produktivste Art von Zirkumfigierung im Deutschen, nämlich die nahezu unbeschränkte Bildung von Partizip 2 aus Verbalstämmen, behandelt der Verf. dagegen nicht, da „[...] die Bildung von Partizip II in den syntaktischen Bereich gehört“ (S. 72). Eine solche Begründung ist im Kontext eines Einführungstextes, dessen Leser/innen unter „Syntax“ vermutlich ‚Lehre vom Satzbau‘ verstehen und sich daher fragen dürften, was die Präfigierung eines Verbalstammes durch *ge-* und die Suffigierung durch *-t* (wie in *gefragt*) oder durch *-en* (wie in *gesungen*) mit Satzbau zu tun hat, zumindest erklärungsbedürftig und wenig hilfreich.

Im verbleibenden Teil des Kapitels (S. 72–74) nimmt der Verf. die zweite noch produktive Zirkumfigierung im Deutschen, die Ableitung von *nomina actionis* von Verben mit Hilfe von *Ge-* und *-e* unter die Lupe (Bsp. *Gegeige*, *Gelaufe*, *Gejammere*). Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen die Abgrenzung zu den denominalen Kollektiva auf *Ge-* ohne Suffix (*Geäst*, *Gebüsch*, *Getier*, vgl. auch Kap. 3.1, S. 56), die Bestimmung der Ableitungsbasis (Gehört *Gegeige* zu *Geige* oder *geigen?*), die Beschränkung des Präfixes auf Basen mit einer bestimmten phonologischen Struktur (vorderer Stammvokal) und die Frage nach dem Kopf der Gesamtstruktur (*Ge-* oder *-e* oder beides?). Bei den Ausführungen zu den phonologischen Beschränkungen, denen die Verwendung von *Ge-* unterliegt (S. 73), scheint dem Verf. jedoch ein Fehler unterlaufen zu sein, da die Zirkumfigierung mit *Ge-* und *-e* keineswegs auf Basen mit vorderem Vokal beschränkt ist und hintere Vokale auch nicht durch Umlaut, d. h. durch Vorverlagerung im Mundraum, an die vermeintliche Forderung des Präfixes angepasst werden, vgl. *dein ewiges Gesuche*, *dein ewiges Herumgelaufe*, *dein blödes Herumgehops*. Vermutlich liegt eine Verwechslung mit dem Präfix *Ge-* bei denominalen Kollektiva wie *Geäst* oder *Gebüsch* (mit Umlaut!) vor, die bereits vorher in Kap. 3.1 zur nominalen Präfixbildung behandelt wurden und von denen die deverbalen Zirkumfigierungen ja gerade zu unterscheiden sind, wie der Verf. (S. 56) selbst betont.

Wenden wir uns zum Abschluss noch dem Kapitel zu den „Grenzgängern“ zu. Das „Grenzgängertum“ der in diesem Kapitel behandelten Bildungen (Zusammenbildungen in Kap. 5.1, Konversionen in Kap. 5.2, Kürzungen in Kap. 5.3 und Phrasenkomposita in Kap. 5.4) besteht in allen Fällen darin, dass nicht von vorne herein klar ist, ob es sich hier überhaupt um Derivation handelt.

Sofern man gutwillig ist und zugesteht, dass es dem Verf. nicht nur darum geht, das gesamte Feld der traditionellen „Wortbildungslehre“ nunmehr auch unter dem modernisierten Oberbegriff „Derivation“ abzudecken, dann sollten durch die Analysen der einzelnen Strukturen die Berührungspunkte zur Derivation im engeren Sinne deutlich werden.

Für die Konversion (Kap. 5.2, S. 79–82) habe ich auf diese Berührungspunkte bereits weiter oben hingewiesen: Wenn Konversionsprodukte als Strukturen betrachtet werden, die ein Null-Morphem enthalten, das für die strukturellen Eigenschaften der Zielkategorie verantwortlich ist, dann ergibt sich die Einordnung unter „Derivation“ sozusagen von selbst. Der Haken dabei ist nur, dass der Verf. eine Analyse mit Hilfe von Null-Morphemen explizit ablehnt (S. 80) und den Wortartenwechsel von Basen wie *Geige* (im Bsp. den Wechsel in die Kategorie „Verb“ als *geigen*) durch einfache Umkategorisierung des entsprechenden Eintrags im Lexikon erreichen möchte (S. 81 f.). In diesem Fall wird der vorgebliche „Grenzgänger“ dann aber eher zu einem „blinden Passagier“ an Bord des Derivations Schiffes.

Bei Zusammenbildungen (Kap. 5.1, S. 75–79) wie *Paarhuf*er oder *braunäugig* besteht das Problem für die traditionelle Grammatik darin, dass die Zuordnung zu einem der im Klassifikationssystem vorgesehenen Wortbildungstypen nicht eindeutig möglich ist. Wenn man die Formen so segmentiert, dass die ersten beiden Wortbestandteile zu einer Konstituente zusammengefasst werden (*Paarhuf*-er, *braunäug*-ig) würde es sich um Derivation mit Hilfe der Suffixe *-er* bzw. *-ig* handeln, wenn man den Schnitt dagegen bereits nach dem ersten Wortbestandteil ansetzt (*Paar*-huf_{er}, *braun*-äug_{ig}), hätten wir es dagegen mit Komposition zu tun. Beide Betrachtungsweisen haben den Nachteil, dass die jeweiligen Zwischenprodukte (*Paarhuf* und *Braunauge* bzw. *Huf*er und äugig) nicht als selbständige Wörter existieren und damit (nach den Annahmen der traditionellen Grammatik, denen zufolge „Wortbildung“ in der Gewinnung von neuen Wörtern aus bereits vorhandenen Wörtern besteht) keine zulässigen Basen für Wortbildungsprozesse darstellen. Der Verf. stellt das Problem vor und diskutiert zwei mögliche Lösungsansätze, nämlich den seinerzeit viel beachteten Ansatz von Höhle (1982), der auch mit gebundenen Komposita und damit mit Strukturen vom Typ [[*Paar*-huf] -er] und [[*braun*-äug] -ig] rechnet (Höhle 1982: 98), und den stärker semantisch orientierten Ansatz von Leser (1990), der das Problem aus Sicht der Prototypentheorie angeht. Das Unterkapitel schließt mit (für mich leider kaum verständlichen)¹ Ausführungen, die offenbar das Ziel haben, einen eigenen Vorschlag des Verf. zur Lösung des Problems zu unterbreiten (S. 78 f.).

1 Nominalisierungsungetüme wie „[die] doppelt gestellte Bedingung der Uninterpretierbarkeit der Teile im Falle der Zusammenbildungen“ (S. 78) machen eigentlich schon eine Übersetzung in allgemein verständliche Sprache erforderlich. Im vorliegenden Fall meint der Verf. vermutlich: ‚Ein Wort kann nur dann als Zusammenbildung gelten, wenn weder die Verbindung der ersten beiden Bestandteile des Wortes noch die Verbindung der letzten beiden Bestandteile des Wortes für sich alleine interpretierbar sind‘.

Im Unterschied zu den gerade besprochenen Wortbildungstypen ist der Zusammenhang von Kürzungen (Kap. 5.2) wie *PKW*, *Cola*, *Uni*, *Fundi* oder *Prolo* (S. 83) mit Derivationsprozessen, sofern man unter „Derivation“ nicht einfach ‚Regelanwendung‘ versteht, zunächst wenig einsichtig. Dem Verf. gelingt es dennoch, eine Brücke zur segmentalen Morphologie zu schlagen, indem er zeigt, dass das *-i* oder das *-o* in einigen der oben angeführten Bildungen nicht bereits in der Basis enthalten ist (vgl. *Fundamentalist* und *Prolet*, keineswegs **Fundamentalist* oder **Prolot*) und somit zumindest hypothetisch Anspruch auf den Status als Ableitungssuffix erheben kann.

Das letzte Unterkapitel in Kap. 5 beschäftigt sich mit den sog. Phrasenkomposita, unter denen sowohl fest etablierte und usualisierte Benennungseinheiten des deutschen Wortschatzes (*ein Trimm-dich-Pfad*) als auch ad-hoc Bildungen wie *die Abgerechnet-wird-am-Schluss-Taktik* (S. 86) zu finden sind. Für den Theoretiker stellen solche Bildungen eine Provokation dar, da sie in flagranter Weise das Verbot, Phrasen in Wörter einzubetten (vgl. Emonds 2006: 4, für eine kritische Diskussion), verletzen. Das Unterkapitel konzentriert sich demgemäß in erster Linie auf theoretische Fragen, die Phrasenkomposita für das Design von Grammatikmodellen aufwerfen. Anhand der neueren Forschungsliteratur werden die interne Struktur solcher Komposita und etwaige Beschränkungen hinsichtlich des Aufbaus der in das Wort eingebetteten Phrasen beleuchtet. In Hinblick auf die Einordnung des Phänomenbereiches in ein Grammatikmodell werden zwei Gruppen von Ansätzen unterschieden. Auf der einen Seite stehen Ansätze, die den phrasalen Bestandteil als Zitat auffassen, welches als solches für die Grammatik nicht mehr durchsichtig ist und daher wie ein Einzelwort behandelt wird. Solche Ansätze wahren den linearen Aufbau der Grammatik in ein morphologisches Modul und ein getrennt operierendes syntaktisches Modul, da das morphologische Modul, das die beiden Bestandteile zu einem neuen Wort komponiert, keinen Zugriff auf syntaktische Informationen braucht. Auf der anderen Seite stehen Ansätze, die die Phrasenkomposita zum Anlass nehmen, den linearen Aufbau der Grammatik in Frage zu stellen und eine Rückkoppelung zwischen Morphologie und Syntax annehmen. Wie bereits aus meiner gedrängten Zusammenfassung ersichtlich sein dürfte, kann man nur bei Lesern und Leserinnen, die bereits eine klare Vorstellung vom Aufbau linguistischer Grammatikmodelle und womöglich sogar schon Präferenzen gegenüber der einen oder anderen theoretischen Richtung haben, mit Interesse für die dargestellten Fragen rechnen. Wirkliche Anfänger werden vermutlich nur mit Verwunderung die Existenz des vorliegenden Bildungstyps zur Kenntnis nehmen und den Rest des Kapitels dann einfach überblättern.

Kapitel 6 zu einer möglichen Modellierung von Derivationsprozessen in einer lexikalistischen Theorie (S. 89–95) stellt im Prinzip nur einen etwas ausführlicher formulierten Nachtrag zu den bereits in Kap. 5.2 (S. 81 f.) verwendeten Verfahren der Umkategorisierung dar, so dass der Band nun in Grundzügen vorgestellt ist und ich mich abschließend der Bewertung zuwenden kann.

Die Bewertung eines Einführungstextes muss natürlich von den Erwartungen ausgehen, die man an eine Einführung in ein bestimmtes Wissensgebiet stellt. So könnte man auf dem Gebiet der Derivation im Deutschen z. B. erwarten, dass der Text dem Leser/der Leserin die wichtigsten Derivationsaffixe des Deutschen vorstellt und ihre Verwendung exemplarisch an einigen Wörtern, die diese Affixe enthalten, demonstriert. Begleitend könnten die gängigen Fachbegriffe zur Beschreibung des Gegenstandsbereiches eingeführt werden. Wer den Text von Imre Szigeti so liest, d. h. ihn sozusagen als Kurzfassung von umfangreicheren Wortbildungslehren wie Fleischer und Barz (³2007) verwenden möchte, wird sicher nicht enttäuscht werden. Das nötige illustrative Material wird übersichtlich dargeboten (mit der weiter unten angesprochenen Einschränkung) und die relevanten Stichwörter der aktuellen Diskussion fallen an den passenden Stellen.

Von einer Einführung könnte man allerdings auch etwas anderes erwarten. Man könnte z. B. erwarten, dass die Leser und Leserinnen systematisch an die Denkweise einer Disziplin herangeführt werden, dass Verständnis für die sich daraus ergebenden Fragestellungen geweckt wird und dass bei der Lektüre die Begründungszusammenhänge für bestimmte Lösungsvorschläge durchsichtig werden. In geradezu vorbildlicher Weise führt diesen Ansatz (auf etwa demselben Raum, der auch Szigeti zur Verfügung steht) die Einführung in die englische Morphologie von Carstairs-McCarthy (2002) vor. Wer den Band von Szigeti mit einer solchen Erwartungshaltung in die Hand nimmt, erlebt eine herbe Enttäuschung. Anstatt das Exemplarische in den Mittelpunkt zu stellen, verliert sich der Verf. in der Materialfülle, präsentiert für Anfänger schwer nachvollziehbare und häufig aus dem Kontext gerissene Detailanalysen und schweift stellenweise auch in gewagte theoretische Spekulationen ab (wie etwa dann, wenn er *der/ein Berliner* als *nomen agentis* analysiert, S. 24, oder Argumentstrukturen mit Argumenten, die weder intern noch extern sind, ansetzt, S. 46). Um ein wenig deutlicher zu machen, was ich hier meine, muss ich leider weiter ausholen und ein konkretes Beispiel herausgreifen. Ich wähle dafür das Konzept der „Ableitungsrichtung“, das dem Leser/der Leserin an verschiedenen Stellen des Textes (z. B. S. 10 f., 36 f., 80) begegnet.

Dem Konzept liegt die Vorstellung zugrunde, dass der Wortschatz einer Sprache keine zufällige Ansammlung von isolierten Einzelteilen darstellt, sondern dass es Beziehungen zwischen den Wörtern gibt. Insbesondere nimmt man an, dass Wörter, die in Bezug auf Form und/oder Bedeutung Gemeinsamkeiten aufweisen, in einer Beziehung zueinander stehen, die sich als Ableitungsbeziehung deuten lässt. Da aber eine Ableitungsbeziehung eine gerichtete Beziehung ist, muss immer eines der Wörter als der Ausgangspunkt, das andere Wort als das Ziel der Ableitung betrachtet werden. Um Ausgangspunkt und Ziel zu bestimmen, werden bestimmten Annahmen gemacht, die unter Bezeichnungen wie „Monotonie“ (Anderson 1992: 92) oder „Additivität“ (Mel'čuk 2006: 290–294) auch explizit formuliert wurden. So nehmen viele Morphologen an, dass Ableitung nur im Hinzufügen, nicht

aber im Entfernen von Segmenten und/oder Bedeutungskomponenten bestehen kann. Das Wort bzw. die Form, die das Ziel einer Ableitungsbeziehung ist, muss daher immer komplexer sein als das Wort bzw. die Form, die am Ausgangspunkt der Ableitung steht. „Komplexität“ schlägt sich dabei in zusätzlichen Affixen (etwa Ärger > Ärger+*nis*) und/oder zusätzlichen Bedeutungskomponenten (z. B. *Monat* ‚zwölfter Teil eines Jahres‘ > *monatlich*, in Bezug auf den zwölften Teil eines Jahres‘) nieder. Für das Deutsche wird zudem angenommen, dass die Umlautung eines Vokals (z. B. *u* > *ü*) ein zusätzliches Merkmal in die phonologische Struktur der Wortform einführt und daher als Zuwachs an Komplexität zu werten ist. (Deshalb liegt es nahe, das Verb *drücken* vom Substantiv *Druck* abzuleiten, und nicht etwa umgekehrt das Substantiv vom Verb.) In Verbindung mit dem methodologischen Postulat der meisten linguistischen Theorien, dass einmal erkannte Regularitäten möglichst zu verallgemeinern sind, d. h. in möglichst vielen, wenn nicht sogar allen Einzelfällen zu gelten haben (vgl. z. B. Culicover und Jackendoff 2005: 46, die dieses Prinzip auch kritisch diskutieren), muss dann jede Beziehung zwischen zwei Wörtern mit formalen und/oder semantischen Gemeinsamkeiten als Ableitungsbeziehung in eine bestimmte Richtung betrachtet werden. Dies führt immer dann zu Problemen, wenn keine der beiden in Beziehung gesetzten Formen in offensichtlicher Weise über zusätzliche Komponenten verfügt (z. B. $Druck_N > druck-V$ oder $Druck_N < druck-V?$), oder wenn sich der Zuwachs auf Ebene der Form nicht mit einem ebensolchen Zuwachs auf Ebene der Bedeutung (oder umgekehrt) deckt (z. B. *Tscheche* > *Tschechien*, da die Anfügung von *-ien* eine formale Komplexitätssteigerung darstellt, aber *Tscheche* < *Tschechien*, wenn man *Tscheche* als ‚Bewohner von Tschechien‘ paraphrasiert und damit die semantische Komponente ‚Bewohner von‘ hinzufügt). In solchen Fällen kommen dann spezielle beschreibungstechnische Verfahren oder zusätzliche theoretische Annahmen zum Einsatz, die dazu dienen, die Forderungen des Allgemeinheitspostulats dennoch möglichst vollständig zu erfüllen.

Für den Praktiker auf dem Gebiet der morphologischen Analyse handelt es sich hier um Selbstverständlichkeiten. Es ist aber ein Fehler anzunehmen, dass sich die dargestellten Gedankengänge daher „von selbst verstehen“ und auch bei Studienanfängern einfach vorausgesetzt werden können. Vielmehr scheint mir, dass nichts von dem oben Gesagten zwangsläufig so sein muss und daher auch nichts davon einfach als selbstverständlich betrachtet werden darf. Der Anfänger braucht dementsprechend einen expliziten Hinweis darauf, dass sich die meisten Analysen von morphologischem Material auf die oben umrissenen Annahmen stützen und muss anhand von konkreten Beispielen vorgeführt bekommen, welche Beschreibungen diese Annahmen ermöglichen bzw. auch welche Probleme man sich damit einhandelt.

Hier werden die Leserinnen und Leser der Broschüre von Szigeti aber meistens allein gelassen. Es wird zwar das Symbol, das zur Notation von Ableitungsbeziehungen

verwendet wird („>“) eingeführt (S. 10), nicht aber das dahinter stehende Konzept, das einfach stillschweigend als selbstverständlich vorausgesetzt wird. An Stellen, wo dieses Konzept für die Analyse der sprachlichen Fakten wichtig wird, begnügt sich der Verf. dann mit vagen Andeutungen oder einfachen Behauptungen. So könnte sich ein unbefangener Benutzer des Einführungsbandes z. B. fragen, was die Paraphrasierung der Bedeutung von *krankenversichern* und *Krankenversicherung* (S. 36) mit der Frage zu tun haben soll, welches der beiden Wörter als abgeleitet zu gelten hat. Sind nicht beide Wörter irgendwie „abgeleitet“? Was hat eine Bedeutungsparaphrase damit zu tun? Und warum muss man überhaupt das eine vom jeweils anderen Wort ableiten? Kann man sie nicht einfach nebeneinander stehen lassen? Nur ein mit der Denkweise der Wortbildungsmorphologie vertrauter Benutzer erkennt hier sofort die Forderung, ein abgeleitetes Wort müsse bedeutungsmäßig komplexer als die Ableitungsbasis sein, und nimmt zudem den Zwang, zwischen zwei partiell identischen Wörtern eine gerichtete Ableitungsbeziehung zu postulieren, als methodologische Selbstverständlichkeit hin.

Genauso ließe sich fragen, warum sich bei *lochen* und *löchern* „[d]urch den Umlaut [...] die Ableitungsrichtung klar festlegen“ lässt (S. 37). Sind *o* und *ö* nicht einfach zwei verschiedene Vokale, deren Beschreibung in den Bereich der Phonologie fällt und für die Morphologie völlig irrelevant ist? Warum sollte ein Wort mit Umlaut von einem Wort ohne Umlaut abgeleitet sein und nicht umgekehrt?

Um die Motivation der Einführung von Null-Morphemen bei der Analyse von Konversionsprodukten wie *geigen* zu erklären (S. 80), führt der Verf. (ebd.) Folgendes aus: „Da nun Ableitungsrichtungen festgelegt werden können,¹ führt dies dazu, dass Konversionsprodukte trotz fehlendem Ableitungsmorphem als mehr komplex [sic] gelten denn ihre Basen.“ Mir scheint, dass diese Ausführungen nur jemand versteht, der bereits das weiß, was hier eigentlich erklärt werden soll: dass eine Ableitung laut den zugrunde liegenden Annahmen immer mit Komplexitätssteigerung verbunden sein muss, und dass daher, sofern in der morphologischen Struktur des Derivats kein komplexitätssteigerndes Affix zu entdecken ist, eben ein *unsichtbares* Affix (*geig-Ø-en*) künstlich eingefügt werden muss, damit das abgeleitete Wort dann wirklich als komplexer erscheint als die Ableitungsbasis (*Geige* ohne *-Ø*).

Die mangelnde Erhellung der theoretischen Hintergründe für morphologische Analysen führt dazu, dass viele der dem Text beigegebenen Aufgaben ins Leere laufen, weil dem Leser/ der Leserin die Grundlagen fehlen, die sie zur Lösung der Aufgaben brauchen. So werden die Leserinnen/Leser z. B. in Aufgabe 3 auf S. 17 aufgefordert, eine Konstituentenanalyse für Formen wie *Teuerung* oder *Neuerung* zu erstellen, ohne dass vorher gesagt wird, was eine „Konstituentenanalyse“ eigentlich ist und wie man

1 Die Ableitungsrichtung *Geige* > *geigen* könne angeblich durch Parallelfälle wie *können* > *das Können* festgelegt werden (S. 80). Wie dies genau zugehen soll, habe ich bei der Lektüre des Textes leider nicht verstanden. Und erneut bleibt in der Schwebe, warum man überhaupt eine „Richtung“ festlegen sollte.

dabei vorzugehen hat. (Der Begriff „Konstituente“ erscheint auch weder im Glossar noch im Sachregister.) Auf S. 55 (Aufgabe 1) sollen die Leser und Leserinnen die Ungrammatikalität von Formen wie **Beobachtetheit* durch die Reihenfolge der Ableitungsschritte erklären. Um eine solche Aufgabe lösen zu können, müsste man aber zunächst einmal darüber informiert worden sein, dass sich Wortbildung als eine Abfolge von verschiedenen Derivationschritten auffassen lässt, wobei jeder Schritt mit spezifischen Beschränkungen hinsichtlich des Inputs verbunden sein kann. Offenbar rechnet der Verf. damit, dass Studierende im Grundstudium sich dies aus dem verworrenen Text selbst erschließen können und sich dann noch genau an die Eigenschaft des sechs Unterkapitel vorher behandelten Suffixes *-heit* erinnern, ein Marker von „A-zu-N-Bildungen“ (S. 22) zu sein, um anschließend Schritt für Schritt den Ableitungsweg vom Verb (*beobachten*), zum Partizip (*beobachtet*), zum Adjektiv (*beobachtet*) und schließlich zum Substantiv (**Beobachtetheit*) zu rekonstruieren. Zusätzlich müssten sie, durch Vergleich von Konstruktionen wie *Du wirst beobachtet* vs. **Du bist beobachtet*, darauf kommen, dass es im Falle von *beobachtet* offenbar Schwierigkeiten beim Übergang vom Partizip zum Adjektiv gibt, weshalb für die „A-zu-N-Bildung“ die Derivationsbasis fehlt. Ich denke, dass solche Gedankengänge selbst erfahrene Praktiker im DaF-Bereich nur schwer nachvollziehen können, von Studienanfängern ohne systematische Einführung ganz zu schweigen. Eine Einführung aber, die das Verständnis der behandelten Materie bereits voraussetzt, macht sich wohl selbst überflüssig.

Für das Studium von DaF, so ließe sich argumentieren, könnten die oben herausgestellten Mängel des Textes bei der Einführung der theoretischen Konzepte als lässliche Sünden gelten. Ein tieferes Verständnis für linguistische Theoriebildung wird in den meisten DaF-Studiengängen ja schließlich nicht angestrebt, und besonders beim Studium im nicht-deutschsprachigen Ausland könnte die in der Publikation dargebotene Stofffülle geradezu als Vorteil gelten, da die Beispiele zur Wortschatzerweiterung und Einprägung von Derivationsmustern beitragen könnten. Einer Nutzung des Textes von Szigeti als Beispielsammlung für den DaF-Erwerb steht allerdings entgegen, dass der Verf. seine Beispiele häufig nicht mit Blick auf Repräsentativität und Mustergültigkeit wählt, sondern (entsprechend den Gepflogenheiten in der grammatiktheoretischen Fachliteratur) eher als Testfälle für bestimmte theoretische Annahmen betrachtet. Die Folge davon ist, dass der Text viele Beispiele enthält, die man wohl als marginal, wenn nicht gar als grammatisch zweifelhaft bezeichnen muss. Wörter wie *betischen* (S. 94), *Chef-Anschnauzer* (S. 16), *Erleber* (S. 13), *Hässling* (S. 21), *Offizierer* (S. 17), *schweinern* (als Verb, S. 12) oder *Wascher*¹ (S. 13) sind für mich keine Wörter des Deutschen.

1 Im Text steht *Wascher* ohne Umlaut, was m. E. ungrammatisch ist. Demgegenüber ist die Ableitung mit Umlaut, also *Wäscher* wie in *Goldwäscher* oder *Tellerwäscher* natürlich in Ordnung.

Das Operieren mit grenzwertigen Beispielen ist typisch für die formale Grammatik und wurde bereits häufig kritisiert. An dieser Stelle geht es mir jedoch weder darum, gegen die Verwendung von konstruierten Beispielen zu polemisieren, noch möchte ich mich auf eine Debatte zur Akzeptabilität der oben genannten Beispiele einlassen. Ich möchte lediglich behaupten, dass ein Text, der Beispiele wie die oben – ohne spezielle Kennzeichnung der kommunikativen Markiertheit – enthält, nicht besonders gut als Einführungstext im Rahmen eines DaF-Studienganges geeignet ist, da Fremdsprachenlerner naturgemäß über kein Sprachgefühl für die Fremdsprache verfügen und somit nicht einschätzen können, ob z. B. *Erleber* ein normales deutsches Wort ist oder vielleicht doch ein wenig seltsam klingt. Sie müssen sich daher darauf verlassen können, dass der Wortschatz, der ihnen in einem Einführungswerk dargeboten wird, dem Standard entspricht und allgemein gebräuchlich ist, sonst kommt es später beim Kommunizieren mit Muttersprachlern eventuell zu unangenehmen Überraschungen und im Anschluss daran zu einem Vertrauensverlust in die verwendeten Lehrmaterialien.

Am Ende der Rezension muss ich noch auf einen Punkt hinweisen, den man vielleicht als eher nebensächlich betrachten wird: Es handelt sich um die formale Endredaktion des Textes, die sich nur als äußerst nachlässig charakterisieren lässt. Im Text wimmelt es von Tippfehlern („heisig“ statt „hiesig“, S. 32; „Phnologie“, S. 89), Fehlern bei diakritischen Zeichen (durchgehend „ála“ anstatt „àla“, z. B. S. 23), Rechtschreibfehlern („gleichermassen“ statt „gleichermaßen“, S. 21), Fehlern bei der Zeichensetzung („Überlegen Sie anhand der Daten welche Formvarianz denkbar ist und ob die Daten nicht durch Rückbildung entstanden sind?“, ohne Komma vor dem Nebensatz und mit Fragezeichen am Ende eines Aufforderungssatzes, S. 38), Silbentrennungen im Zeileninneren („Ver-wendung“, S. 66), Grammatikfehlern („Ich versichere Kranken“, statt „Kranke“ oder „den Kranken“, S. 36; „Die Betrachtung der Zusammenbildung als eine Kombination“ anstatt „als einer Kombination“, S. 78), Fehlern bei Fremdwörtern („Numerale“ als Pluralform, anstelle von „Numeralia“ oder „Numeralien“, S. 20), falschem Genusgebrauch bei anaphorischen Pronomina („Der Status von *Konversion* [...] Die Mehrheit der Wortbildungstheorien betrachtet *es* als selbstständige Wortbildungsart“, S. 79), Fehlern in der Wortwahl („aufkommen“ statt „auskommen“, S. 88; „die umstrittige Position“ statt „die strittige Position“, S. 80), Auslassungen („[...] die wohl als unproduktiv gelten [müssen]“, S. 67), Stillblüten („Alle diese Derivate bekommen ein zusätzliches Thema/Patiens-Argument eingeführt“, S. 59, wobei man – wegen einer Belebtheitsimplikation der *bekommen*-Form – an den bedauernswerten Patienten in einem Krankenhaus denkt, dem irgendwelche Sonden eingeführt werden), Pseudo-Komparativen („mehr produktiv“ statt „produktiver“, S. 54) und direkten Übertragungen aus dem Englischen, die im Deutschen unverständlich sind („von der Wortart in Frage“ statt „von der fraglichen Wortart“ oder „von der Wortart, die hier zur Debatte steht“, S. 3).

Das Register ist lückenhaft, und die typographische Konvention, Wörter, die im Register erscheinen, in Fettdruck zu setzen, wird nicht konsequent eingehalten. Zum Beispiel wird „Applikativkonstruktion“ (S. 60) im Register aufgeführt, ist im Text aber nicht fettgedruckt. Umgekehrt ist „Referenzkonzept“ (S. 82) im Text zwar durch Fettdruck hervorgehoben, fehlt dann aber im Register. Der an mehreren Stellen im Text verwendete Fachbegriff „Kopf“ (z. B. S. 48, 62, 64 f., 81; die letzte Seite fehlt im Register) wird zwar registriert, ist aber gewissermaßen hinter dem Attribut „morphologischer“ versteckt und daher nicht ohne Weiteres nach der alphabetischen Reihenfolge auffindbar (üblich wäre ein Registereintrag der Form „Kopf, morphologischer“). Für ein Einführungsbuch in das Studium der Germanistik, das ja auch Vorbildfunktion für das eigene wissenschaftliche Arbeiten der Studierenden hat, erscheint mir besonders ungünstig, dass viele Literaturverweise im Text nicht im Literaturverzeichnis am Ende des Bandes ausgewiesen sind. Der Verf. (S. 95) weist zwar auf eine online verfügbare Bibliographie hin, aber wenigstens die direkt zitierten Titel sollten m. E. schon in der Druckversion eines Buches zu finden sein. Hier werden falsche Zeichen zum Umgang mit Quellen gesetzt. Außerdem würde man sich ein Abkürzungsverzeichnis zum Text wünschen, da der Verf. ein gutes Dutzend Siglen verwendet, die (wie z. B. VAT-Verb) keineswegs immer unmittelbar verständlich sind.

Die Nachlässigkeit bei der Endredaktion beschränkt sich leider nicht auf die rein formale Seite des Textes. Im Band sind nämlich auch inhaltliche Versehen, missverständliche Angaben oder einfach falsche Behauptungen enthalten, die eigentlich im Rahmen eines Peer-Review-Verfahrens auszumerzen gewesen wären. Nur um einen Eindruck zu vermitteln, führe ich im Folgenden (ohne Anspruch auf Vollständigkeit) einige Beispiele an. Der Stamm von *hausieren* (S. 2) ist nicht *haus* (das ist die Wurzel), sondern *hausier-*; das Suffix bei morphologisch komplexen Verben wie *köcheln* ist nicht *-(l)n* (S. 10), sondern *-l* (*-n* ist das Infinitivsuffix, das nicht zum derivierten Stamm gehört); *sich waschen* bezeichnet keinen psychischen Vorgang (S. 13); *-er* bei *Kinderchen* (S. 26) ist kein „Fugenelement“, sondern ein Pluralmarker, da das Wort nur im Plural, nicht im Singular vorkommt, was bei numerusindifferenten Fugenelementen möglich sein müsste, vgl. **das Kinderchen! *Kinderlein* vs. *der Frauenheld; brennen* (S. 29, Bsp. 20) gehört nicht, wie Szigetzi auf der folgenden Seite behauptet, in die Klasse der ergativen Verben, da die einschlägigen Tests auf Ergativität (z. B. Hilfsverbselektion, Attribuierbarkeit von Partizip 2 zum Tiefenobjekt, vgl. Grewendorf 1989) alle negativ ausfallen, vgl. *das Haus hat / *ist gebrannt, *das gebrannte Haus;*¹ bei Grübler (S. 32) kann das Suffix nicht *-ler* sein, weil das Basisverb nicht *gruben/grüben*, sondern *grübeln* lautet, das *-l* somit bereits zur Basis gehört; Umkategorisierung ist nicht dasselbe wie Derivation

1 Die bekannte Redensart *Gebranntes Kind scheut das Feuer* kann hier nicht als Gegenbeispiel geltend gemacht werden, da hier nicht *Das Kind hat gebrannt*, sondern *Das Kind hat sich gebrannt*, also nicht *brennen*, sondern *sich brennen* zugrunde liegt.

durch ein Nullaffix (S. 35 f.; vgl. dazu Rapp 2006: 412–414); die Perfektbildung von *krankenversichern* ist nicht eingeschränkt (S. 36): Perfektkonstruktionen wie *Sie haben sich krankenversichert* sind m. E. völlig in Ordnung und unauffällig; das Suffix *-ier* findet sich nicht nur bei nichtnativen (S. 37), sondern gelegentlich auch bei nativen Basen (z. B. *grundieren*, *halbieren*, *hausieren* oder *schattieren*); *Nase* ist kein Konfix (S. 39); die Betonung der ersten Komponente ist bei Komposita nicht unerwartet (S. 53), sondern umgekehrt eher erwartet, vgl. *Háustür*, *Rótwein*, *Schnéefall*, *Vielfraß* und Hunderte weitere; *missmanagen* (S. 54, Bsp. 2a) ist ein Verb und kann daher nicht zur Illustration der „nominalen Präfixbildung“ verwendet werden; die Grammatik von Eisenberg (³2006) beruht nicht auf einem dependentiellen (S. 72), sondern auf einem konstitutionellen Grammatikmodell;¹ ein Nullsuffix stellt keine „Kategorie“ dar (S. 81), zumindest dann nicht, wenn man „Kategorie“ (wie üblich) im morphosyntaktischen Sinne versteht: Für die Zuordnung eines Elements zu einer bestimmten morphosyntaktischen Kategorie ist die phonologische Form dieses Elements völlig belanglos.

Insgesamt wird man den Einführungsband von Szigeti daher mit gewissen Vorbehalten aufnehmen müssen. So wünschenswert eine Ergänzung zur Einführung in die Flexionsmorphologie wäre: *Diese* kurze Einführung in die Derivationsmorphologie kann ich leider nicht mit gutem Gewissen zur Verwendung im Studium empfehlen.

Literaturverzeichnis

- Altmann, Hans/Kemmerling, Silke (2000): *Wortbildung fürs Examen*. Wiesbaden, Westdeutscher Verlag.
- Anderson, Stephen R. (1992): *A-morphous morphology*. Cambridge [u. a.], Cambridge University Press.
- Carstairs-McCarthy, Andrew (2002): *An introduction to English morphology. Words and their structure*. Edinburgh, Edinburgh University Press.
- Culicover, Peter W./Jackendoff, Ray (2005): *Simpler syntax*. Oxford [u. a.], Oxford University Press.
- Eisenberg, Peter (2006): *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort*. 3. Aufl. Stuttgart [u. a.], Metzler.

1 Für Leser/innen, die die Eisenberg'sche Grammatik nicht oder nur oberflächlich kennen, müsste an dieser Stelle eine genauere Darstellung des darin verwendeten Beschreibungsapparats stehen, was in einer Rezension naturgemäß nicht möglich ist. Um es aber nicht nur bei Behauptung und Gegenbehauptung bewenden zu lassen, sei kurz aus dem theoretischen Einführungsteil der Grammatik zitiert: „In [der Graphik] 1 ist der syntaktischen Einheit ‚Jeder Student liest eine Tageszeitung‘ eine Konstituentenstruktur zugewiesen“ (Eisenberg 2006: 15, Hervorhebung im Original). Ich vermute, dass die Verwirrung auf die Tatsache zurückgeht, dass Eisenberg keine VP ansetzt. Die direkte Analyse des Satzes in Verb und die weiteren Satzbestandteile macht eine Konstituentenstrukturgrammatik aber genauso wenig zu einer Dependenzgrammatik, wie die Herauslösung des Subjekts aus dem Dependenzfeld des lexikalischen Verbs und seine unmittelbare Anbindung an das verbale Flexiv bzw. Auxiliar (Eroms 2000: 132, 183–190) eine Dependenzgrammatik zu einer Konstituentenstrukturgrammatik macht.

- Elsen, Hilke (2009): Affixoide: Nur was benannt ist, kann auch verstanden werden. In: *Deutsche Sprache* 37. S. 316–333.
- Emonds, Joseph (2006): How much should we distribute morphology? In: *Theoretical and applied linguistics at Kobe Shoin* 9. S. 1–16.
- Eroms, Hans-Werner (2000): *Syntax der deutschen Sprache*. Berlin [u. a.], Walter de Gruyter.
- Fandrych, Christian (2011): Wie geht es eigentlich den „Halbsuffixen“? In: *Deutsche Sprache* 39. S. 137–153.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild (2007): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. 3. Aufl. Tübingen, Niemeyer.
- Grewendorf, Günther (1989): *Ergativity in German*. Dordrecht, Foris.
- Höhle, Tilman (1982): Über Komposition und Derivation: zur Konstituentenstruktur von Wortbildungsprodukten im Deutschen. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 1. S. 76–112.
- Leser, Martin (1990): *Das Problem der Zusammenbildungen*. Trier, Wissenschaftlicher Verlag.
- Meščuk, Igor (2006): *Aspects of the theory of morphology*. (= Trends in Linguistics. Studies and Monographs 146). Berlin [u. a.], Mouton de Gruyter.
- Olsen, Susan (1985): *Wortbildung im Deutschen: Eine Einführung in die Theorie der Wortstruktur*. (= Kölner linguistische Arbeiten – Germanistik, Bd. 9). Köln, Universität Köln.
- Paul, Hermann (1957): *Deutsche Grammatik, Bd. 5: Wortbildungslehre*. 3. Aufl. Halle, VEB Niemeyer.
- Rapp, Irene (2006): „Was den Besuch zum Ereignis macht“ – eine outputorientierte Analyse für die Verb-Nomen-Konversion im Deutschen. In: *Linguistische Berichte* 208. S. 407–437.
- Sternefeld, Wolfgang (2008): *Syntax. Eine morphologisch motivierte generative Beschreibung des Deutschen, Bd. 1*. 3. Aufl. Tübingen, Stauffenburg.
- Stiebels, Barbara/Wunderlich, Dieter (1994): Morphology feeds syntax: the case of particle verbs. In: *Linguistics* 32. S. 913–968.
- Thieroff, Rolf/Vogel, Petra M. (2012): *Flexion*. (= Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik, Bd. 7). 2. Aufl. Heidelberg, Winter.
- Williams, Edwin (2011): *Regimes of derivation in syntax and morphology*. New York [u. a.], Routledge.
- Zifonun, Gisela (1973): *Zur Theorie der Wortbildung am Beispiel deutscher Präfixverben*. (= Linguistische Reihe, Bd. 13). München, Hueber.

Roland Wagner
 Lehrstuhl für deutsche Sprache
 und Literatur
 Pädagogische Fakultät
 Masaryk-Universität Brno
 E-Mail: wagner@ped.muni.cz